

Die Zukunftsaussichten der Tonaufzeichnung

Nicht erst seit der Erfindung des Internets wird lebhaft über die Bedeutung der neuen Medien für den Musikmarkt diskutiert. Schon Glenn Gould hat sich Gedanken über die Auswirkungen technischer Errungenschaften gemacht. Eine Leseprobe.

In einem unachtsamen Moment vor einigen Monaten sagte ich voraus, daß das öffentliche Konzert, so wie wir es heute kennen, in hundert Jahren nicht mehr existieren werde, daß seine Funktionen vollständig von den elektronischen Medien übernommen sein würden. Mir war nie der Gedanke gekommen, daß diese Behauptung eine besonders radikale Aussage darstellte. Tatsächlich betrachtete ich sie beinahe als selbstverständliche Wahrheit, jedenfalls als Feststellung nur einer der peripheren Wirkungen, die von Entwicklungen im elektronischen Zeitalter gezeitigt werden. Doch nie ist eine Behauptung von mir so viel zitiert – oder so heftig bestritten worden.

Das Furore, das sie machte, ist in meinen Augen bezeichnend für einen liebenswerten, wenschon bisweilen frustrierenden Zug des menschlichen Charakters –

ein Widerstreben, die Konsequenzen einer neuen Technologie zu akzeptieren. Ich habe keine Ahnung, ob dieser Zug, alles in allem, ein Vorteil ist oder ein Nachteil, unverbesserlich oder korrigierbar. Vielleicht muß die Eskalation der Erfindung stets durch so etwas wie gefühlsmäßige Abwertung gezügelt werden. Vielleicht ist Skepsis die notwendige Kehrseite des Fortschritts. Vielleicht ist aus diesem Grund die Idee des Fortschritts heute wie nie zuvor in Frage gestellt.

Gewiß, diese gefühlsmäßige Abwertung hat ihre gute Seite. Die nachträgliche Überlegung von Alamogordo – die Bereitschaft, ein Monster unschädlich zu machen, das sie selbst geschaffen hatten – gereicht den Pionieren des Atomzeitalters mehr zur Ehre als alle Segnungen, die die jetzige Generation von jenem Durchbruch erhoffen kann. Und wenn Protest gegen

die Blüten, die das Ingenium des Menschen treibt, unvermeidlich und sogar wesentlich ist für die Funktion seines Genies, dann gibt es vielleicht wirklich keine schlechte Seite – nur Heiterkeit über die und letztlich Anerkennung jener Unentschiedenheit, die von der Zerbrechlichkeit der fortwährenden Menschlichkeit des Menschen kündet.

Auf jeden Fall kommen mir wenige Bereiche zeitgenössischen Strebens in den Sinn, die besser die Konfusion offenbaren, mit der der Mensch in der Technik die Implikationen seiner eigenen Errungenschaften bewertet, als die große Debatte über Musik und die Zukunft ihrer Aufzeichnungen. Wie bei den meisten jener Bereiche, in denen die Wirkung einer neuen Technologie erst noch zu bewerten ist, darf sich eine Untersuchung des Einflusses der Tonaufzeichnung nicht nur auf

Foto: CBS





Buch-Hinweis

Glenn Gould: Vom Konzertsaal zum Tonstudio.
(c) 1987 Piper Verlag GmbH München

Spekulationen über die Zukunft beziehen, sondern muß auch der Vergangenheit gerecht werden. Aufzeichnungen haben zu tun mit Auffassungen, durch welche die Vergangenheit neu bewertet wird, und sie betreffen Vorstellungen über die Zukunft, die letztlich sogar die Gültigkeit der Bewertung in Frage stellen werden.

Die konservierenden Aspekte der Aufzeichnung stehen natürlich keineswegs ausschließlich im Dienste der Musik. „Das erste, was wir von einer Maschine verlangen, ist, ein Gedächtnis zu haben“, ließ sich eine einschläfernd päpstliche Figur in Jean-Luc Godards letztem Film Eine verheiratete Frau vernehmen. Im Zeitalter der Elektronik kann die sorgfältige Erfassung jener umfassenden Chroniken des universalen Wissens, die von den mittelalterlichen Scholastikern geführt wurden – eine Belastung ebensowohl wie eine Unmöglichkeit seit dem frühen Mittelalter –, Computerspeichern anvertraut werden, die die Erinnerungen der Menschheit einordnen und uns die Freiheit lassen, trotzdem erfinderisch zu sein. Doch indem wir unsere Untersuchung auf die Wirkung der Aufzeichnung auf die Musik beschränken, heben wir eine Kunst heraus, die in ihrer unmittelbaren Vergangenheit durch eine Hierarchie von Spezialisten behindert wurde, eine Kunst also, die keine klare Erinnerung an ihre Ursprünge hat, eine Kunst also, die sehr der bewahrenden und vermittelnden Aspekte der Tonaufzeichnung bedarf. Wie ein kürzlich von der Abteilung für Musikwissenschaft der Universität von Toronto vorgelegtes Papier, das ein computerkontrolliertes phonographisches Informationssystem vorschlug, kurz und bündig feststellte: „Ob wir es anerkennen oder nicht, die Langspiellplatte verkörpert mittlerweile geradezu die Realität der Musik.“

Was ihre Bezüge zur unmittelbaren Vergangenheit betrifft, dreht sich die Debatte um die Tonaufzeichnung darum, ob die

elektronischen Medien Musik so lebensfähig präsentieren können, daß sie den Fortbestand des öffentlichen Konzerts bedrohen oder nicht. Ungeachtet des imponierenden Aufgebots an Statistiken, die für das Gegenteil zeugen („Damenliga für Lyrische Musik meldet Rekordeinnahmen schon im dritten Jahr“), bekräftige ich hiermit meine Voraussage, daß die Gewohnheit des Besuchs und Veranstaltens von Konzerten sowohl als soziale Institution wie als Hauptsymbol des musikalischen Krämergeistes im 21. Jahrhundert so erloschen sein wird wie hoffentlich der Vulkan von Tristan da Cunha; und daß wegen

„Das öffentliche Konzert wird in 100 Jahren nicht mehr existieren“

ihres Erlöschens die Musik fähig sein wird, eine gültigere Erfahrung zu gewähren, als dies jetzt möglich ist. Die Generation, die gegenwärtig noch der Erniedrigung des Solfège in der Public School unterworfen ist, wird die letzte sein, die es fertigbringt, in ihrer Mehrheit davon überzeugt zu sein, daß das Konzert die Achse ist, um die die Welt der Musik sich dreht.

Es ist diese Achse nicht. Und bedenkt man, für welch kurze Zeitspanne das öffentliche Konzert vorherrschend zu sein schien, so ist das Erstaunliche, daß die Gelehrten dies überhaupt zugelassen haben. Für seinen Erhalt freilich wird von seiten der Manager gegenwärtig beträchtlicher Aufwand getrieben („Zu verpachten: Komplex von sechs akustisch reizvollen Konzertsälen. Wenden Sie sich an J. Rockefeller“), und wir müssen erkennen, daß mit seiner Obsoletheit zu rechnen bedeutet, das musikalische Establishment als Ganzes herauszufordern. Es kann jedoch nicht genug betont werden, daß das Schicksal der öffentlichen Veranstaltung nebensächlich ist für die Zukunft der Musik – eine Zukunft wird nicht nur den ausführenden Künstler und Konzertver-

anstalter, sondern ebenso den Komponisten und den Tontechniker, den Kritiker und den Historiker betreffen. Vor allem aber wird er den Hörer betreffen, dem dieser ganze Betrieb letztlich gilt.

Wollten wir ein Inventar jener musikalischen Vorlieben aufstellen, die besonders charakteristisch sind für unsere Generation, so würden wir feststellen, daß sich fast jeder Punkt auf einer solchen Liste direkt auf den Einfluß der Tonaufnahme zurückführen läßt. Zunächst einmal haben sich die heutigen Hörer daran gewöhnt, die musikalische Aufführung mit Klangmerkmalen in Verbindung zu

bringen, die vor zwei Generationen weder für die Zunft verfügbar waren noch vom Publikum gewünscht wurden – Merk-

malen wie analytischer Klarheit, Unmittelbarkeit und tatsächlich fast greifbarer Nähe. In den letzten Jahrzehnten hat das Aufführen von Musik aufgehört, eine besondere Gelegenheit zu sein, die einen Anlaß und einen Smoking verlangt und der, wenn sie sich ergibt, eine beinahe religiöse Hingabe zuteil wird; Musik ist zu einem unser Leben durchdringenden Einfluß geworden, und in dem Maße, in dem unsere Abhängigkeit von ihr gewachsen ist, hat unsere Verehrung für sie in gewissem Sinn abgenommen. Vor zwei Generationen liebten es die Konzertbesucher, daß ihre gelegentliche Erfahrung von Musik mit akustischem Prunk umgeben war, höhlenartig widerhallend wenn möglich, und Pionierversuche mit Tonaufnahmen suchten den katedralenhaften Klang nachzuahmen, den die Architekten jener Tage sich bemühten, für den Konzertsaal einzufangen – die Kathedrale der Sinfonie. Die intimeren Bedingungen unserer Erfahrungen mit Tonaufnahmen haben uns seither eine Akustik mit direkter und unvoreingenommener Präsenz nahegebracht, mit welcher wir zu Hause recht unbefangen leben können. ■